

GEGENBILDER

Deutschsprachige Autoren über Irland (13)

Lord Haw-Haw

William Joyce: ein Ire in den Diensten Joseph Goebbels

Auf dem Friedhof von Bohermore über der Bucht von Galway liegt neben den Literaten Paraic O'Connaire und Lady Gregory auch ein Mann, der am 30. April 1945 seinen Radio-Beitrag über das Mikrofon eines deutschen Senders mit folgenden Worten beendete: »Es lebe Deutschland. Heil Hitler! And farewell.« Sein Name: William Joyce, bekanntgeworden unter dem Spitznamen Lord Haw-Haw, von 1939 bis zum Ende des Krieges Chefkommentator und -sprecher der englischsprachigen Abteilung des Reichsrundfunks unter Goebbels.

Seine Vorfahren waren, wie William immer wieder betonte, die »gentlemen« Joyce, also der ältere und »feinere« Zweig, zu denen sich übrigens auch James *Ulysses* Joyce zählte. Diese Sippe gab einem Teil Westirlands zwischen Lough Mask und den Maunturk Bergen seinen Namen: Joyce Country. Die übrigen Namensvettern waren spätere Abkömmlinge der »Kesselflicker« Joyce, die erst unter Elisabeth I. aus Wales nach Irland eingewandert waren. Der Vater, Michael Francis Joyce, wurde 1868 in Co. Mayo geboren und war von Geburt an natürlich britischer Untertan. Als junger Mann wanderte Michael Francis in die USA aus und nahm dort die amerikanische Staatsbürgerschaft an. Die Mutter stammte aus einer protestantischen nordirischen Familie. William wurde 1906 in New York City geboren. Drei Jahre später kehrten die Eltern nach Irland zurück, ließen sich zuerst in Ballinrobe Co. Mayo nieder, um 1913 nach Galway überzusiedeln.

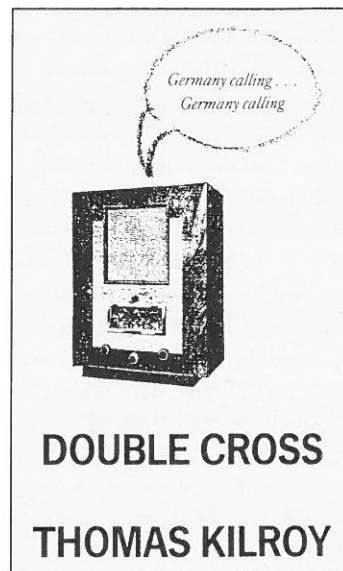
In Galway verbrachte der junge William die wichtigsten Jahre seiner Jugend. Der Vater hatte dort Hausbesitz erworben; u. a. besaß er Mietskasernen, in denen Angehörige der Royal Irish Constabulary (RIC) untergebracht waren. Als Generalmanager der Pferdedroschen in Galway verdiente er ein weiteres gutes Zubrot.

Die Familie wohnte im Badeort Salthill, zwei Minuten Fußweg von der Seepromenade, an der Rutledge Terrace Nr. 1. Das Haus steht heute noch unverändert an seinem ursprünglichen Platz.

William besuchte das St. Ignatius Gymnasium der Jesuiten. Dort, so wird er später des öfteren sagen, habe er eine solide Ausbildung in »Logik und Verschlagenheit« erhalten. Er war offensichtlich ein hochintelligenter und ehrgeiziger Schüler, der seitenweise Vergil und

Shakespeare zitieren konnte. Aber er war auch widerborstig und suchte andauernd Streit mit seinen Mitschülern, bei denen er nicht beliebt war. Bei einer dieser von ihm angezettelten Raufereien wurde seine Nase zerbrochen. Aber da er kein Aufhebens davon machte, wurde sie nie wieder gerichtet und blieb zeit seines Lebens leicht schief. Das mag zu seiner typisch näselnden Aussprache beigetragen haben, die ihm später den Beinamen Haw-Haw wegen seiner affektierten, arrogant klingenden pseudo-aristokratischen Sprechweise eintrug. Er war in seiner Wildheit unbezähmbar; als Meßdiener schwang er z. B. in der Kirche der Jesuiten während des Gottesdienstes das Weihrauchfaß so kräftig, daß glühender Weihrauch durch das Kirchenschiff flog. Eine weitere, ebenfalls verbürgte Anekdote berichtet von einem Lehrer, der viel von den Fähigkeiten seines Schützlings hielt und ahnungsvoll der Mutter gegenüber eine für Schulmeister typische Voraussage über die Zukunft des aufgeweckten, aber schwer zu behandelnden Jungen machte: »Ihr Junge wird entweder ganz Großes im Leben leisten oder am Strick enden.« Diese Prophezeiung sollte sich für Joyce am 3. Januar 1946 im Gefängnis von Wandsworth erfüllen!

Die der britischen Krone gegenüber loyalistische Einstellung der Eltern verstärkte sich noch während der Zeit des irischen Unabhängigkeitskrieges. Vater Michael, der geschäftliche Kontakte zur RIC hatte, betätigte sich wahrscheinlich sogar als Spitzel gegen die irischen Freiheitskämpfer und arbeitete der RIC und den berüchtigten Black-and-Tans zu. Diese von den Iren aufgrund der Farben ihrer Uniform so bezeichneten irregulären britischen Einheiten waren in aller



Eile aus ehemaligen Soldaten zusammengezogen worden. In und um Galway, einem der Hauptzentren der Rebellion, wüteten sie besonders schlimm und unkontrolliert. William behauptete später, er habe als Junge »offizielle Aufgaben« für die Black-and-Tans übernommen und Informationen für sie gesammelt.

Für die Joyces wurde der Boden nach 1921 wohl zu heiß. Ihr Haus war vorher schon zur Warnung von Sinn-Féin-Sympathisanten angezündet worden. Sie verließen Irland und zogen nach England. William studierte dort Englische Literatur und Geschichte, kam früh mit faschistischen britischen Kreisen in Berührung, wurde 1933 Mitglied der faschistischen Partei um Oswald Mosley, verließ vier Jahre später dessen Trupp und gründete seine eigene *National Socialist League*. Während einer hitzigen politischen Auseinandersetzung wurde er von einem seiner ideologischen Widersacher mit einer Rasierklinge im Gesicht verletzt und behielt davon eine tiefe, auffällige Narbe im Gesicht zurück.

Ein Monat vor Kriegsausbruch reist Joyce, der Sympathisant des faschistischen Deutschland und erklärte Antisemit, nach Berlin. Den Krieg hält er nach eigenen Bekundungen für unvermeidlich: er habe England verlassen und stehe auf Seiten Deutschlands. Er hat einige Kontakte und landet schließlich über den Umweg Auswärtiges Amt im Reichsrundfunkhaus in der Masurenallee in Charlottenburg. Dort arbeitet man unter anderem am weiteren Auf- und Ausbau der für das englischsprachige Ausland bestimmten Propagandasendungen. Joyce war früher nie in einem Rundfunkstudio gewesen. Anfangs machte er Übersetzungen, aber recht bald erkennt man seine Fähigkeiten als Sprecher seiner eigenen und fremder tagespolitischer Analysen und Kommentare und setzt ihn am 11. September zum ersten Mal ein in einer Propagandasendung, die recht bald danach unter der regelmäßigen Ankündigung »Germany Calling! Germany Calling!« ausgestrahlt wird. Sie sollte ursprünglich den Eindruck erwecken, von einem Geheimsender ausgestrahlt zu werden, der von einer fünften Kolonne desillusionierter und pro-deutscher Briten angeblich irgendwo im eigenen Lande betrieben werde. Unter der Bevölkerung stiftete das auch zeitweise eine gewisse Unruhe; denn da war eine neue Stimme, und dessen Träger war offensichtlich blendend informiert über viele lokale Details. So spottete er zum Beispiel einmal darüber, daß eine bestimmte Turmuhr in Dulwich acht Minuten nachgehe, und drohte hämisch, daß man sich deswegen aber keine Sorgen zu machen brauche, da die deutschen Truppen das schon beizeiten korrigieren würden... Über ein Jahr wußte man auch beim britischen Geheim- und Abhördienst nicht, wer dieser unbekannt neue Muttersprachler war. Spekulationen häuften sich. Es war offensichtlich nicht

leicht, seinen Akzent zu analysieren. Man vermutete Oxford mit schotischem Einschlag, Manchester-Irisch und anderes. Jedenfalls, meinte scharfsinnig der Linguist Professor James aus Oxford, sei sein Deutsch ganz offensichtlich das Eintrittsgeld nicht wert!

Auffällig war jedenfalls ein eigenartig näselnder Ton, der auch schnell zu Parodien Anlaß gab. Im *Daily Express* vom 14. September bemerkt der Kolumnist, der die Mär vom versteckten Sender im eigenen Lande sofort durchschaute und die Sender richtig in Berlin und anderen Städten wie Hamburg, Köln, Bremen und Seesen ansiedelte: »Ein Kerl, dem ich gerne mal begegnen möchte, jault in regelmäßigen Abständen aus dem Reich. Er spricht ein Englisch der Haw-Haw-Sorte, des gewissen ›Verflucht da, geht mir aus dem Weg‹, und seine starke Seite ist die Entrüstung des feinen Herrn.« Damit war das Wort Haw-Haw, das bald von Millionen Rundfunkhörern in Großbritannien und in Irland wiederholt werden sollte und schließlich zu einem der bekanntesten Spitznamen des zweiten Weltkrieges wurde, zum ersten Male gedruckt erschienen. Das Attribut ›Lord‹ wurde erst etwas später vorangestellt. Als seine Sendungen auch offiziell über andere norddeutsche Sender liefen, lautete der volle spöttelnde Titel: Lord Haw-Haw, der Humbug von Hamburg. Die Sendungen fanden in England, auch nach statistischen Untersuchungen der BBC zufolge, zumeist großes Interesse und relativ gleichbleibende Aufmerksamkeit unter der Bevölkerung und wurden in der Presse diskutiert und kommentiert.

Die Wirkung seiner Propagandasendungen wurde verschieden beurteilt. Einige waren der Ansicht, man müsse mehr tun im Rundfunkkrieg. Gestört wurden die Sendungen zu keiner Zeit. Die Massenblätter vertrauten eher auf den Durchblick ihrer Leser und der Hörer und betonten den Unterhaltungswert und die komische Seite des Unternehmens. Der Chefredakteur des *Daily Mirror* schrieb: »Ich bitte Euch alle ernstlich, die Ihr dazu imstande seid, den Typen anzuhören!« Englische Truppenbetreuer gingen mit Haw-Haw Einaktern durch Militärlager, »damit unsere Jungs mal wirklich herzlich was zu lachen haben«.

Aber er wurde nicht nur belächelt: Zunächst war er wohl mehr eine skurrile Figur, ein Ärgernis, aber je länger und brutaler der Krieg sich dann hinzog, desto verhaßter wurde dieser Mann. Er wurde sogar als »bestgehaßter Mensch für die Engländer im zweiten Weltkrieg« bezeichnet – das mag auch erklären, weshalb die öffentliche Meinung nach dem Krieg sein Todesurteil verlangte. Von Englands »biggest joke« entwickelte er sich durchaus zu einer Gefahr für die Nation, da er scheinbar geheime Informationen besaß und einiges mit Präzision vorauszusagen schien. Gerüchte wurden verbreitet und verursachten

bisweilen Angst. So gab es unter der Heimwehr der *Local Defence Volunteers* hin und wieder hysterische Auflösungserscheinungen. Manche meinten sogar, er habe Einfluß auf die deutsche Kriegsführung. Geschäftsinhaber schrieben mit Kreide oder Farbe an ihre Schaufenster: »Höret nicht den Verräter!« Es formierte sich eine Anti-Haw-Haw-Vereinigung loyaler Briten, zu deren Gründungsmitgliedern auch eine gewisse Lady Vansittart and May, Gräfin von Limerick (!), gehörte. Sie verpflichteten sich, den deutschen Rundfunk nicht zu hören, den Namen Lord Haw-Haw nicht zu erwähnen und schädlichen Gerüchten gegenzusteuern. Wie man aber in der Rückschau feststellen kann, hat Joyce im Prinzip nur Informationen aus allgemein zugänglichen Zeitungen, Schriften, Publikationen, die an neutrale Staaten versendet wurden, geschickt ausgewertet. Die deutsche Botschaft in Dublin z. B. hatte unmittelbaren Zugang zu britischen Presseerzeugnissen, die in Deutschland nicht mehr leicht zu bekommen waren. Man kann mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß von Dublins deutscher Botschaft ein direkter Draht nach Berlin rund um die Uhr geschaltet war. Joyce hat oft erfolgreich kombiniert und geblufft, so daß sich Legenden um ihn bilden konnten.

Er hat Berge von Manuskripten verfaßt, die er selbst verlas. Seine Absicht war es, Panikstimmung in England zu erzeugen und dessen Bewohner zu demoralisieren. Sein Stil war oft polternd, weniger überredend; er schimpfte, machte groteske und widersprüchliche Vorwürfe und versuchte sich gleichzeitig mit dem englischen Proletariat zu identifizieren: »Arbeiter Großbritanniens und Nordirlands! Ich rufe Euch auf! Churchill bedeutet Krieg und Hunger! Schmeißt ihn raus!« Aber er war kein volkstümlicher Redner. Sein Talent war, daß er Tagesnachrichten auf einen Nenner bringen und mit bemerkenswertem Tempo einen Kommentar verfassen konnte.

Daneben fand er noch Zeit, ein Buch unter dem Titel »Twilight over England« (Dämmerung über England) zu verfassen, eine Propagandaschrift, die besonders in den (noch) neutralen Ländern wie den USA und darüber hinaus in Indien verbreitet werden sollte.

Ab April 1940 wurde er gelegentlich mit Manuskripten für Sendungen Richtung England versorgt von Francis Stuart, einem weiteren Iren in Berlin. Stuart, der Maud Gones Tochter Iseult geheiratet hatte, zu denen auch Yeats – chronologisch versetzt – entflammte, war als junger Lektor für anglo-irische Literatur nach Berlin an die Humboldt Universität gekommen und dort auch nach Ausbruch des Weltkrieges geblieben. Er zeigte für das neue Regime zumindest ideologische Sympathien. Sechs bis acht dieser Manuskripte wurden von Joyce gesendet. Offensichtlich wollten aber weder Joyce noch die deutschen Mächte mehr davon, sie waren ihnen wohl nicht scharf und

kriegslüstern genug. Stuart verteidigte sich später mit der Erklärung, er hätte sich angesichts der Geschichte des britischen Imperialismus und seiner scheinheiligen moralisch-überlegenen Haltung zu diesem Schritt veranlaßt gefühlt.

William Joyces Äußerungen speziell zu Irland, etwa dem Problem der Neutralität, sind noch nicht endgültig erforscht. Es ist möglich, daß es in den Archiven der Rundfunkhäuser noch weitere Manuskripte und Tonbänder gibt, die nicht verbrannt oder sonstwie vernichtet wurden. Die letzte Aufnahme, die Joyce je machte, ist u.a. erhalten. Das Thema IRA z. B. war jedenfalls tabu; es wurde für schädlich erachtet.

Joyces Beziehung zu Galway wurde noch einmal dokumentiert, als er inzwischen unter dem Code Wilhelm Fröhlich (= William Joyce) geführt wurde. Dieser Deckname wurde in sein Arbeitsbuch eingetragen, ein Dokument, das jeder in Deutschland arbeitende Ausländer besaß. Darin stand auch fälschlicherweise, daß er in Galway geboren sei. Gegen Ende des Krieges bekam Joyce einen von der Hamburger Gestapo auf 1944 vordatierten deutschen Paß auf den Namen Wilhelm Hansen ausgestellt, auf dem wiederum Galway als Geburtsort eingetragen war. Sein Beruf wurde als Lehrer angegeben, als unveränderliche Kennzeichen eine große Narbe auf der rechten Wange.

William Shirer, der als amerikanischer Journalist während des Krieges in Deutschland war und nach dem Kriege ein Standardwerk über die Nazizeit herausgab, lernte ihn recht gut kennen und beschreibt ihn als bullig-untersetzt, etwa 175 groß, recht gut Deutsch sprechend und »with Irish eyes that twinkle«. Shirer erwähnt auch den eigenartigen Akzent und meint, Joyce klinge nur im Radio so wie das Zerrbild eines alten dekadenten blaublütigen Adligen, wie man ihn von der Bühne her kennt. Gegenüber Shirer erwähnte Joyce einmal, daß er seine nordirische Mutter und seine frühere jesuitische Erziehung in Galway für die Scheidung von seiner ersten Frau verantwortlich mache.

Als das Ende des Krieges mit seinen schlimmen Folgen abzusehen war, erwähnte *The Star* in London am 8. März, daß Joyce versuche, dem englischen Gesetz zu entkommen und die irische Staatsbürgerschaft (die er ja nicht besaß) für sich zu reklamieren. Er verhandle schon über den Ankauf eines Hauses. Wahrscheinlich wurde diese Meldung in die Welt gesetzt, da man verhindern wollte, daß er sich auf so eine Art und Weise absetze. Es wurden aber wirklich Pläne an höchster Stelle erörtert – Goebbels soll sich persönlich eingeschaltet haben –, ihn und seine zweite Frau mit einem U-Boot an der Südküste Irlands abzusetzen. Dieses Vorhaben hat auffallende Parallelen zum Casement-Unternehmen in der Bucht von Tralee dreißig Jahre

zuvor (siehe auch *irland journal* IV, 3/94). Man dachte, den neutralen Iren könne man vertrauen, die würden ihn den Engländern nicht überstellen. Joyce wurde in Kenntnis gesetzt; er wußte aber um die praktische Undurchführbarkeit zu diesem Zeitpunkt. Derjenige, der so häufig von der Unbesiegbarkeit der deutschen U-Boote geredet hatte, mußte sich nun eingestehen, daß die Chancen dieser Boote, die Air Force und die englische Marine auszutricksen, minimal waren. Der Plan wurde aufgegeben. Zum Schluß irrte Joyce zwischen Hamburg, Bremen, dem kleinen Dorfe Aspen, wo sich einer der letzten Sendemöglichkeiten befand, und Helmstedt hin und her. Vor der zu Anfang erwähnten letzten Sendung versuchte man die allgemeine Untergangsstimmung mit Alkohol zu betäuben. Die wenigen Techniker im Sender waren sturzbetrunken, und auch William Joyce konnte den



rätselhaften Satz: »Sie werden mich jetzt wohl einige Monate nicht mehr hören« und sein »Lebewohl« nur noch mühsam lallen. Unterzutauchen war jetzt schwierig; das neutrale Schweden, in das Joyce wahrscheinlich flüchten wollte, war abgeriegelt. Nur noch der nördlichste Zipfel des Großdeutschen Reiches war für wenige Tage offen. Schließlich wurde er von zwei englischen Besatzungsoffizieren, die zufällig im Wald Holz sammelten, am 28. Mai bei Flensburg gefangen genommen. Er hätte die Gefangennahme vermeiden können, sie wären nicht auf ihn aufmerksam geworden. Aber offensichtlich wollte Joyce im Unterbewußtsein sich aufgeben, denn er sprach sie auf englisch (!) an und fragte, wofür sie Holz sammelten. Einer der beiden Of-

fiziere erkannte seine Stimme sofort und fragte nach seinen Papieren. Joyce wollte in seine Hosentasche greifen, um die Papiere herauszuholen, der Offizier mißdeutete die Bewegung als potentiell gefährlich und schoß Joyce durch die Beine. Der erholte sich aber schnell, wurde in ein Militärhospital verlegt und dann nach England überführt, wo ihm ein Prozeß wegen Hochverrats gemacht wurde.

Die Anklage zu formulieren war nicht ganz einfach: Kann Joyce als Nicht-Brite für das, was er in Deutschland gemacht hatte, überhaupt des Hochverrates bezichtigt werden? Parallelen zum Fall Casement von 1916 taten sich auf: Konnte ein Ire, der gleichzeitig britischer Staatsbürger ist, angeklagt werden, weil er irische Soldaten u.a. zur Fahnenflucht aus der britischen Armee angestiftet habe?

Joyce verteidigte vor Gericht, das ihn schließlich zum Tode verurteilte, seine Motive und beanspruchte, für ein wahres anglo-deutsches Verständnis gekämpft zu haben.

In seinem letzten Brief an seine englische Frau denkt er noch einmal an seine Jugend im Westen Irlands und schreibt: »Ich möchte so gern, daß Du einmal nach Galway fährst und Dir den Hafen anschaust, O'Briens Brücke, Nile Lodge, Taylor's Hill, das Schloß von Menlough am Corrib und ganz besonders die Promenade von Salthill bis nach Blackrock, wo wir wohnten. Ich habe immer davon geträumt, Dir das selber zeigen zu können! Aber jetzt kann ich wenigstens im Geiste mit Dir dort sein. Schau hinaus auf die Aran-Inseln, atme die würzige Atlantikluft, sieh Dir die Felsen an, auf denen ich als kleiner Junge herumspielte und zum ersten Male ein Gefühl von Unendlichkeit hatte. Was für einen Roman würde mein Leben abgeben! In diesen letzten Stunden bin ich meiner Jugend in Galway wieder am nächsten.«

Im Alter von 39 Jahren wird William Joyce Anfang Januar 1946 gehängt und in England beigesetzt. Genau dreißig Jahre später wird er auf Wunsch seiner Tochter, die Stimmen vom Erzengel Michael zu hören vorgibt, umgebettet. Ihr Vater, so die Tochter, sei ruhelos und wünsche in Galway begraben zu werden.

Hermann Rasche

Weiterführende Information:

Cole, J. A., Lord Haw-Haw – and William Joyce. The Full Story, London, 1964

Kilroy, Th., Double Cross, London 1987 (Theaterstück)

Selwyn, F., Hitler's Englishman. The Crime of Lord »Haw-Haw«, London, 1987